



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Lessings sämtliche Werke**

in 20 Bänden

Leben des Sophokles [u.a.]

**Lessing, Gotthold Ephraim**

**Stuttgart, [1884?]**

Einleitungen.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65665](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65665)

Pac

## Einleitungen.

### Sophokles 1760.

Während seiner Arbeit an der „Theatralischen Bibliothek“ fühlte sich Lessing von dem Plane angezogen, ein großes Werk über Sophokles zu schreiben, den er den deutschen Dramatikern als Vorbild zeigen wollte. Ende Februar 1760 bat er Gleim um eine italienische Uebersetzung, die er in dessen Bibliothek gesehen zu haben glaubte; er fügt hinzu, daß ihm auch sonst alles sehr angenehm sein würde, was jenen „alten Tragikus“ angehe, mit dem er sich jetzt mehr beschäftige, als mit allem andern. Am 3. April teilt er seinem Vater mit, er sei gerade mit einem „großen Werke“ beschäftigt, welches in die griechische Litteratur einschlage und von welchem „künftige Michaelis 2 Bände auf einmal ans Licht treten sollen“. Neben kritischen Arbeiten und der Uebersetzung Diderots fesselte ihn jenes Thema am lebhaftesten. Aber von einer ungehemmten Verfolgung seiner Aufgabe war keine Rede. Kaum hatte er in den Litteraturbriefen Basedow zurückgewiesen, so trat der streitsüchtige, damals 61jährige Bodmer gegen Lessings Fabeln und die begleitenden Abhandlungen auf (vgl. Bd. VIII, S. 6). Im September aber war Lessing so weit, daß er neben dem Druck seines Diderot den seiner Sophoklesbiographie (bei Chr. Fr. Voss in Berlin) beginnen konnte. Er hatte die bedenkliche Gewohnheit, Manuskripte während des Druckes auszuarbeiten; so erklärt sich aus dem Mangel an fertigem Material der Umstand, daß der Druck mit dem siebenten Oktavbogen unterbrochen werden mußte. Lessing hat damals die angefangene Arbeit nicht weiter geführt. Zwar beschäftigte er sich später noch eingehend mit Sophokles, wie die Schlußanmerkung zum Laokoon zeigt (1766); „vor allem,“ fügt Richard Gosche hinzu, „wird die Auseinandersetzung über den Philoktet hiermit zusammenhängen,

vielleicht geradezu ein Teil des beabsichtigten Werkes sein!" Ja, noch am 11. November 1774 denkt Lessing an die 14 Jahre früher begonnene Arbeit: er bittet sich von seinem Bruder Gotthold die alten Druckbogen seines „Sophokles“ nach Wolfenbüttel aus, um das Manuskript zu vollenden. Es blieb aber wie nach dem Weggange des Verfassers von Breslau Bruchstück. Unter dem Nachlaß fand sich nur ein kleiner Rest der Fortsetzung, den Eschenburg 9 Jahre nach Lessings Tode mit den ersten sieben Bogen von 1760 vereinigte unter dem Titel: „G. E. Lessings Leben des Sophokles. Herausgegeben von Joh. Joach. Eschenburg, Berlin Chr. Fr. Voß u. Sohn 1790.“ Der Herausgeber sagt in seinem Vorberichte: „Es sind jetzt gerade 30 Jahre, als die sieben ersten Bogen der gegenwärtigen Schrift abgedruckt wurden. Was für ein Hindernis es eigentlich gewesen sei, welches die Fortsetzung dieses Abdrucks oder vielmehr die weitere Ausarbeitung des Werkes selbst unterbrach, weiß ich nicht mit Gewißheit anzugeben. Vermutlich war es Lessings Entfernung von Berlin, der um diese Zeit nach Breslau zu dem preußischen General Tauentzien ging, in den nächsten Jahren darauf als Schriftsteller nur seine Uebersetzung des Diderot'schen ‚Theaters‘ vollendet und an den Litteraturbriefen Anteil nahm. Erst sechs Jahre später betrat er mit seinem ‚Laokoon‘ die schriftstellerische Laufbahn aufs neue. Sein Sophokles sollte aus vier Büchern bestehen, die wahrscheinlich auch eben so viel Bände gefüllt haben würden. Aber auch hier ist es ungewiß, welcher einen Umfang er seinem Stoffe zu geben gedachte, und wie er denselben eigentlich zu verteilen willens war. Das erste Buch hatte er, wie die Aufschrift des ältern Titelblattes angibt, dem Leben des Dichters bestimmt, und diesem sollte vermutlich eine kritische Zergliederung seiner Schauspiele und eine deutsche Uebersetzung derselben in Prose nachfolgen. Dies letztere läßt sich wenigstens aus dem Anfangsfragment des Ajax schließen, welches ich dem Leser am Schluß dieses Bändchens mitteilen werde.

„Lessing war, wie ich schon anderswo bemerkt habe, von jeher gewohnt, seine Arbeit erst während ihres Abdrucks zu vollenden und diesen schon bei einigem, oft nur geringem Vorrathe von Handschrift anfangen zu lassen. Ich hatte daher wenig Hoffnung, unter seinen für die gegenwärtige Arbeit nachgelassenen Papieren, deren Mittheilung ich der Freundschaft seines Bruders, des Herrn Münzdirectors Lessing, verdanke, viel Vollendetes anzutreffen. Und so war es auch wirklich. Nur den Schluß der Anmerkung (K), die mit der 112. und letzten Seite des ehemaligen Drucks abgebrochen war, fand ich so völlig ausgearbeitet und ins Reine geschrieben. Das übrige

bestand aus lauter einzelnen Zetteln, die nur kurze Entwürfe und gesammelte Materialien zu den meisten, aber nicht einmal zu allen folgenden Anmerkungen enthielten, welche in dem Seite 6 bis 11 befindlichen Leben des Sophokles nachgewiesen waren, und in einem, vermutlich ältern Hefte, worin noch weniger ausgearbeitete Angaben und Winke zu eben diesen Anmerkungen zerstreut und einzeln nebst dem schon gedachten Anfang einer Uebersetzung des ‚Ajax mastigophoros‘ niedergeschrieben waren.

„Verschiedne seiner Freunde, denen er die abgedruckten Bogen mitgeteilt hatte, die ich auch selbst seit mehrern Jahren aus seiner Hand besaß, versuchten es oft, ihn zur Fortsetzung und Vollendung dieser so verdienstvollen Arbeit zu bewegen. Seine gewöhnliche Antwort aber war, er müsse erst wieder Griechisch lernen und sich in eine Menge von Dingen hineinstudieren, die ihm seitdem völlig fremd geworden wären. Sein Verleger und vieljähriger vertrauter Freund war zu gefällig, um von diesen abgedruckten Bogen irgend einen willkürlichen Gebrauch zu machen. Aber seit Lessings Tode wurde der Wunsch ihrer Bekanntmachung bei denen, die von diesem Bruchstück wußten und das Dasein desselben aus einigen öffentlichen Erwähnungen erfahren hatten, immer dringender.

„Mir geschah also der Antrag, es herauszugeben, und ich hatte mehr als einen Grund, mich nicht an die Fortsetzung oder auch nur an die Ausarbeitung der noch vorhandenen Materialien zu wagen; sondern ich beschloß, diese so unvollendet, einzeln und mangelhaft, wie sie da waren, hinzuzufügen und so dem Fragmente wenigstens mehr Anschein eines Ganzen zu geben. Dies zu thun, kostete freilich mehr Zeit, Sorgfalt und Mühe, als der erste Anblick dieser Ergänzung verraten wird; aber freundschaftlicher Eifer für des Verfassers Andenken und Hinsicht auf dadurch zu bewirkende Befriedigung der Litteratoren erleichterten mir alle Mühe gar sehr.

„Diesen letztern darf ich es nun wohl nicht erst sagen, daß die hier gelieferte, sehr zusammengedrängte Lebensbeschreibung des Sophokles und die zahlreichen weitläufigern Anmerkungen, wovon sie begleitet wird, ganz in der Manier des Bayle abgefaßt sind. Und dies gilt nicht bloß von ihrer äußern Form, sondern auch von ihrem Geiste und innern Gehalt. Gewiß aber würde Barnes dies Leben nicht gelehrter und Bayle nicht angenehmer geschrieben haben, obgleich Lessing (S. 5) vielmehr sich das Gegenteil als ihm genügendes Lob des Kenners wünschte. Denn freilich würde die Gelehrsamkeit des Barnes, wie das in seinem Leben des Euripides der Fall ist, minder unterhaltend und Bayles Anmut minder gründlich und tief eindringend ausgefallen sein.“

Angeregt wurde Lessing zu seiner Arbeit über Sophokles indirekt durch Bayle, weil dieser in seinem „Dictionnaire historique et critique“ (Rotterdam 1697) kein Wort über Sophokles sagt. Unser Autor spricht sich auf den ersten Seiten seiner Schrift mit feinsinnigem Humor über den Grund eines so inkonsequenten Verfahrens aus, bei welchem Aeschylus und Euripides mit Artikeln bedacht, Sophokles mit Schweigen übergangen wird. Andererseits war es Lessing Bedürfnis, „den harmonischsten der Tragiker“ im Zusammenhange mit seinem Studium der Antike zu untersuchen, soweit sie das Thema des Laokoon berührte. Und die griechischen Dichter betrachtet er von den beiden Höhepunkten, Homer und Sophokles, aus. Wahrscheinlich war das Werk über Sophokles im Anschluß an Forschungen über die griechische Tragödie auf mehrere Bände berechnet, wobei die Biographie als Einleitung zur Uebersetzung des Sophokles gelten sollte.

Die positiven Verdienste der Lessingschen Abhandlung bestehen in dem Nachweise, daß Sophokles erst 55 Jahre alt war, als er sieben Jahre vor dem peloponnesischen Kriege im Feldzug gegen die Samnier als Führer gewählt wurde. Diese Entdeckung zeigt ihre Bedeutung an den Folgerungen, die sich aus ihr ergeben, wie Theodor Bergk in seiner Abhandlung „De vita Sophoclis“ in seiner Ausgabe des antiken Dramatikers (Leipzig 1858) zeigte. Eben so wertvoll ist die chronologische Sicherstellung des sophokleischen „Triptolemos“, während die Zurückweisung der Bemerkung des alten Biographen, daß Sophokles in der *τραγωδία* von Aischylos unterwiesen worden sei, auf einer jener Zeit eigenen Befangenheit in der Auffassung des Lehrens beruht.

Danzel bezeichnet Lessings „Leben des Sophokles“ als ganz „Baylisch“ in Form und Gliederung; an innerem Gehalt aber übertrifft es sein Vorbild. Auch Bergk rühmt den bleibenden Wert dieser Abhandlung, die dem Inhalte nach erst durch Adolf Schölls Werk über Sophokles (Frankfurt a. M. 1842) überholt worden ist.

### Hamburgische Dramaturgie 1767—1769.

Als Lessing hoffnungslos in Berlin nach der Ablehnung Friedrichs verweilte, schrieb der Hamburgische Theaterdirektor Loewen am 4. November 1766 an Nicolai mit der Bitte, Lessing zu fragen, ob er geneigt sei, als Dramaturg und Konsulent des Ostern 1767 zu errichtenden Nationaltheaters mit einem Jahresgehalt von 800 schweren Thalern (3200 M.) nach Hamburg zu gehen. Loewen

hatte eine „Vorläufige Nachricht“ über das neue Unternehmen hinzugefügt, nach welcher an Stelle des alten Opernhauses am 31. Juli 1765 von Ackermann auf dem Gänsemarke das neue Theater eröffnet worden war, ohne jedoch den erwünschten Erfolg zu bringen. Wie Lessing schon mehrfach die Mängel der damaligen deutschen Bühne aufgedeckt hatte (vgl. Einl. zu Bd. II. unj. Ausg.), so wies Loewen in seinen „Theatralischen Schriften“ auf die Gebrechen der Ackermannschen Gesellschaft und die Dürftigkeit der deutschen dramatischen Dichtung hin. Gleich Lessing (vgl. „Litteraturbriefe“) schrieb auch er dem einst vielgerühmten Gottsched durchaus kein Verdienst um das Theater zu, während er die Leistungen Lessings denen eines Schlegel, Gellert, Krüger, Cronqst und Weiße vorzog. Die Prinzipalschaft der Wandertruppen betrachtete er als das Haupthindernis für die normale Entwicklung des Theaterwesens. Dafür forderte er eine feste Bühne unter dem Schutze eines Fürsten oder einer Republik und unter dem Beirath eines künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Mannes, der für die Anstellung der Schauspieler, die Wahl der Stücke und die Verwaltung der Bühne zu sorgen habe. Die größte Schwierigkeit sah er in der Bestimmung des Ortes, an welchem man ein solches Unternehmen ausführen könnte. Im Vordergrund stand ihm allerdings Berlin, weil es die tüchtigsten dramaturgischen Kapazitäten habe, während ihm jedoch die geeignete Bühne fehlte. Dagegen vermifste er in Wien die geeigneten Schriftsteller, während dort eine stehende Bühne den Schutz der Obrigkeit genof. Am beklagenswertesten erschien ihm der schlechte Geschmack des Publikums, welches selbst in der „Mif Sara“ den Hanswurst verlangte. Der Stadt Hamburg schrieb er zwar die materielle, aber nicht die geistige Kraft zu, eine Reform in seinem Sinne gründlich durchzuführen. Er forderte sogar eine theatralische Akademie.

Eine Verwirklichung seines Gedankens mochte ihm ursprünglich fern gelegen haben, bis ein äußerer Zufall ihn dazu führte. Die eben so talentvolle wie schöne, zum tragischen Fache wie geschaffene 28jährige Frau Hensel war auf die Triumphe der fünf Jahre jüngern lebhaften Wienerin Karoline Schulz so eiferfüchtig, daß sie dem Kaufmann Seyler, ihrem Verehrer, ihr Leid klagte und besonders betonte, daß durch die genannte Schulz ihr Wirkungskreis beschränkt werde. So kam es, daß sich Seyler mit Loewen und zehn Hamburger Bürgern zur Gründung eines Nationaltheaters verband, die unter der Leitung eines engeren Ausschusses am 24. Oktober 1766 Ackermanns Schauspielhaus nebst der ganzen Bühnenausstattung auf 19 Jahre pachteten und Loewen als Direktor wählten. Dieser that von vornherein den glücklichsten Griff, indem er Lessing als Drama-

turgen wählte. Lessing nahm den Antrag an und reiste im Dezember nach Hamburg, um zunächst die Grenzen seiner Verpflichtungen kennen zu lernen. Er sollte jährlich eine Anzahl von neuen Stücken liefern: darauf konnte er natürlich nicht eingehen. Wohl aber war er bereit, seine damals nahezu fertige „Minna von Barnhelm“ zuerst in Hamburg aufzuführen zu lassen. Er studierte die Schauspielertruppe, behielt Ekhof und die Hensel bei, während man die Schulz entließ, die in erster Linie dem Ballett diente: und diesem sollte kein Raum mehr gestattet werden.

Obgleich Lessing sah, daß das ganze Unternehmen materiell nicht gesichert war, so trat er doch nicht davon zurück, sondern ließ sich am Ende der ersten Aprilwoche 1767 in der reichsfreien Welt-handelsstadt nieder. Am 22. April wurde das Theater eröffnet und zugleich die Ankündigung der „Hamburgischen Dramaturgie“ gratis ausgegeben. Diese selbst sollte als kritisches Theaterjournal jeden Dienstag und Freitag erscheinen und nicht nur die Stücke der Dichter, sondern auch die Leistungen der Schauspieler einer gründlichen Beurteilung unterwerfen. Mit Ausnahme des Sonnabends, des Sonntags und der Feiertage wurden täglich Vorstellungen gegeben, die Lessing so lange regelmäßig besuchte, als er die Leistungen der Schauspieler kritisieren konnte, während er später, als ihm hierin Schwierigkeiten gemacht wurden, nicht immer bis zum Ende aushielt oder mitunter gar nicht erschien. Schon seine ersten Kritiken imponierten durch die Tiefe, den Scharfsinn und die vielseitige Kenntnis der Kunst, die Lessing darin bewies. Aber schon einen Monat nach dem Beginn des Unternehmens verlor Lessing das Vertrauen zu der ganzen Sache; denn am 22. Mai 1767 konnte er an seinen Bruder Karl schreiben: „Mit unserm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen. Es ist Uneinigkeit unter den Entpreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist.“ Dazu kamen Mißhelligkeiten mit den Schauspielern, die bisweilen mit seinem Urteil nicht einverstanden waren. Man begreift es kaum, daß selbst eine Frau Hensel in ihrer Eitelkeit sich über Lessings Urteil beklagte, als er zu einer überaus lobenden Besprechung ihrer Leistung in der „Genie“ nur einen einzigen „sehr seltenen, sehr beneidenswerten Fehler“ hervorhob und noch dazu mit den geradezu im besten Sinne schmeichelhaften Worten: „Die Actrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Kadetts exerziert. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.“ (Stück 20 vom 7. Juli.) Frau Hensel war so taktlos, sich fernere Kritiken von Lessing zu verbitten und damit das Beispiel der Mécour nach-

zuäffen, die sich bei ihrem Engagement ausbedungen hatte, in Lessings „Dramaturgie“ niemals erwähnt zu werden. Einige Wochen später (24. Juli in Stück 25) gab Lessing eine Erklärung, die jene kleinliche Eitelkeit scharf traf und zugleich alle weiteren Bemerkungen über die Bühnenleistungen der Schauspieler abschloß: „Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urteilen und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltener beurteilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht wert, daß wir ihn studieren.“

Leider sollte er sich auch in seinen Hoffnungen auf das entgegenkommende Verständnis des Publikums für ein so wichtiges nationales Unternehmen getäuscht sehen, und er äußert offen seine Mißstimmung darüber: „Man äußere den Wunsch, daß eine reiche, blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?), durch ihre bloße Teilnehmung aufhelfen möge — und sehe und höre um sich.“ Zu der Mißstimmung über den mangelhaften Erfolg des Theaters, zu der Enttäuschung, die ihm die Gleichgültigkeit oder feindliche Stellung der Kenner und Halbkenner gegen seine Dramaturgie verursachte, kam der Aerger über geschäftliche Mißgriffe im Verkaufe seines kritischen Journals, endlich sogar die Kunde von einem Nachdrucke der „Dramaturgie“ unter einer erlogenen Firma.

Schon ging das Theater seinem Verfall entgegen, als endlich nach langem Harren am 21. September 1767 von Berlin die Erlaubnis zur Aufführung seiner „Minna von Barnhelm“ kam (vergl. Lessings Leben S. 148 f., Schlußbd. uns. Ausg.). Vom 30. September bis 4. Dezember gelangte sie fünfmal zur Darstellung, ohne jedoch eine begeisterte Aufnahme zu finden, obgleich Ethof den Major, Frau Hensel die Minna, Ackermann den Wachtmeister, die Meccour die Franziska und der junge Borchers den Wirt gaben. „Der Freigeist“, „Der Schak“ und „Miß Sara Sampson“ waren schon früher aufgeführt worden. Am 4. Dezember 1767 wurde mit Voltaires „Mahomet“ und einem Ballett das Theater geschlossen. Frau Loewen hob in ihrer Dankrede an das Publikum hervor, daß das deutsche Schauspiel vom denkenden Parterre allein nicht leben könne, während doch der Deutsche von der Kunst nur leben wolle und nichts



mehr. Damit schied die Truppe von Hamburg, um in Hannover eine kümmerliche Existenz fortzuführen.

Lessing ließ vom 8. Dezember 1767 an seine „Dramaturgie“ weiter erscheinen, in der er nun möglichst eingehend die Theorie des Dramas entwickelte. Unter den französischen Dichtern unterwarf er besonders Voltaire einer scharfen, ja vernichtenden Kritik. Seine persönliche Lage war peinlicher als je geworden, da er sich nicht nur um sein Gehalt als Dramaturg betrogen sah, sondern auch durch seinen Eintritt in die Bodesche Buchdruckerei neue Schulden auf sich geladen hatte (vergl. Lessings Leben S. 151 f.). Manche der ihm früher nahe stehenden Personen waren durch seine Auffassung des Dramas verletzt, deren reformatorischen Charakter sie nicht begriffen. Selbst sein ehemaliger Jugendfreund Weiße war, wie dessen Freund Garve, so einseitig, ihm seine Verstimmung in einer nahezu verletzenden Weise kund zu geben. Weiße tadelte es, daß Lessing „nie nach der Wirkung urteile, die die wahre Probe eines Stückes ausmache“.

Als die Schauspieler von Hannover nach Hamburg zurückgekehrt waren, eröffneten sie die neuen Vorstellungen am 13. Mai 1768 und führten auch Lessings Stücke „Misogyne“, „Schatz“ und „Minna von Barnhelm“ auf. Die finanzielle Lage war keine bessere als früher, ja die Gläubiger umringten schon im Juni die Theaterkasse, und die Schauspieler wurden nur unregelmäßig bezahlt. Am Abschluß des zweiten Bandes der „Dramaturgie“ hinderte ihn der inzwischen beginnende Kampf mit Klotz. Als am 25. November mit Weißes „Eduard III.“ die Bühne trotz der Mitwirkung des tüchtigen Brandes geschlossen wurde, nachdem noch zwei Tage vorher „Minna von Barnhelm“ aufgeführt worden war, hörte das Nationaltheater überhaupt zu existieren auf. Lessing äußerte seinen Unwillen einmal gegen Ramler in den Worten: „Wenn wir einander über 20 Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben! Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unser hiesiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, so will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der ‚Dramaturgie‘ nicht schreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben, so werde ich aus der Erfahrung die sichersten Mittel nachweisen können, in Ewigkeit keins zu bekommen.“

Anfangs April 1769 erschienen die beiden fertigen Bände der „Dramaturgie“. Wie das Ganze, so zeigt auch der Schluß im Besondern, der, wie Dünker mit Recht sagt, „zu den schönsten Kleinoden deutschen Sinnes und deutscher Sprache“ gehört, die edle

Größe männlichen Selbstbewußtseins. Hier macht der Dichter das imponierend bescheidene Geständnis, daß er kein Genie sei, aber durch die Kritik dem Genie nahe komme. Das ist seine „geniale, produktive Kritik“, wie sie Runo Fischer nennt, jene Kritik, die ihn mit vollem Bewußtsein über alle Dichtergrößen seiner Zeit erhob. Und wer hielt sich damals nicht für einen wahren Dichter! Wir dürfen, um Lessing gerecht zu werden, nicht an einen Goethe und Schiller denken, denen er die Arbeit vorgethan hat, ohne die sie nach dem Gesetze der Kulturentwicklung nicht werden konnten, was sie waren, wie sie selbst anerkannten! Auf das, was vor und mit ihm dichtete, muß man sehen! Innerhalb dieses Kreises wird Lessing jedem Zeitalter als der Reformator des deutschen Dramas und der Dramaturgie gelten!

Heinrich Dünker schließt in seinem Werke „Lessings Leben“ (S. 426 f.) sein Urteil über Lessings „Dramaturgie“ mit der treffenden Bemerkung ab: „Sie hatte die Punkte, von denen die von der Würde jedes Volkes geforderte Schaffung einer Nationalbühne in Deutschland abhängt, mit voller Ueberzeugungskraft gründlich nachgewiesen. Daß die französische Bühne aus dem Charakter der Nation sich entwickelt, hatte sie freilich nicht betont, dagegen das Vorurteil, daß dieselbe der Lehre des Aristoteles entspreche, glänzend zerstört, die Deutschen vor der Nachahmung derselben gewarnt, sie auf die wahre Lehre des Aristoteles hingewiesen, welche der Kanon der Tragödie sein müsse, sie hatte die dramatische Dichtung für die Frucht vollendeter Reife eines Genies erklärt, das sich nach den im Wesen der Dichtung liegenden Regeln richte; endlich hatte sie die Tollheit gerügt, daß junge Leute den dramatischen Lorbeerkranz springend zu erhaschen suchten, statt ihn durch allgemeine geistige Ausbildung und ernstes Studium zu erringen. Und sein ernstes Wort hat die Verehrung des französischen Klassizismus zerstört, dagegen drang eben dadurch die ungebundene Freiheit der sogenannten Genies um so rücksichtsloser vor.“

Gute Analysen der „Dramaturgie“ finden sich bei Dünker („Lessing als Dramatiker“, 2. Aufl., Leipzig 1882, Ed. Wartig), Schröter und Thiele („Lessings Hamburgische Dramaturgie“, 2 Bände, Halle, Buchhandl. d. Waisenhauses, 1878) und Joh. H. Witte („Die Philosophie unserer Dichterheroen“, Bonn, C. Weber, 1880, I. Bd. S. 104—142), ebenso in den biographischen Werken von Danzel u. Guhrauer (2. Aufl. v. Borberger u. Malkahn), Dünker, Sime-Strodtmann, Zimmern u. Stahr. Beachtenswerte zeitgenössische Kritiken über die „Dramaturgie“ veröffentlicht Julius W. Braun („Lessing im Urteile seiner Zeit-

genossen", I. Band, Berlin, Friedr. Stahn, 1884, S. 179, 188 ff., 195, 209, 238, 284, 309, 330 ff.). Die soeben erschienenen Werke „Lessings Leben“ von Erich Schmidt (Berlin, Weidmann, 1884) und „Lessings Philosophie“ von Gideon Spicker (Leipzig, Otto Wigand, 1884), die zweifellos gründlich auf die „Dramaturgie“ eingehen, konnten nicht mehr durchgesehen werden.

Hugo Göring.